

## II. Die Unumgänglichkeit der Erzählung

»Es heißt, jede Erzählung sei eine Generalprobe für den Tod, denn jede Erzählung muss an ein Ende gelangen. Gleichzeitig bringt das Erzählen dadurch, dass es sich dem Verschwinden widmet, die verschwundenen Dinge zurück.«

(Arno Geiger, *Der alte König in seinem Exil*)

### 1. Das literarische Milieu der Philosophie

In einem Gespräch mit der *Süddeutschen Zeitung* über die heutige Scheu vieler Wissenschaftlicher, sich in den Medien und in den dort ausgetragenen politischen und kulturellen Debatten zu Wort zu melden, wies der Soziologe Heinz Bode vor einiger Zeit auf folgenden Sachverhalt hin: Für viele Humanwissenschaftler sei der Gang in die Öffentlichkeit mittlerweile eine Zumutung, denn dieser verlange von ihnen den Kompromiss mit den Erwartungen eines breiten Publikums. Öffentlichkeit werde mit dem Journalistischen gleichgesetzt und eine solche Verbindung schade dem akademischen Ansehen. Jene Verbindung kontaminiere gewissermaßen die universitären Standards, die offenbar angesichts drängender Weltprobleme eine Art elitären Schweigens verlangen. Der sogenannte »Intellektuelle« sei vor diesem Hintergrund zu einer seltenen Figur geworden. Er verkörpere etwas, das inzwischen offenbar weitgehend verschwunden sei – die Fähigkeit, sich als Wissenschaftler *auch* an ein größeres Publikum zu wenden. Der Intellektuelle gehe von Problemen und Phänomenen aus, der zunehmend isolierte Wissenschaftlertypus der Gegenwart dagegen lediglich von theoretischen Ansätzen. Hier beziehe die Sprache sich hauptsächlich auf sich selbst, sie sei tendenziell selbstreferentiell geworden. Das mache sie nicht nur schwer lesbar, sondern auch zunehmend uninteressant.

Wer die Phänomene und die Probleme also nicht scheut und sich zu ihnen stellungnehmend verhält, darf nicht im Kokon des szientistischen Selbstmissverständnisses der Humanwissenschaften stecken bleiben. »Wir müssen die Ernsthaftigkeit der Wissenschaft mit der Präzision der Literatur zusammenbringen. Wir brauchen den Mut zur Erzählung. Wissenschaftler müssen Epen über Strukturen und Novellen über ›unerhörte Begebenheiten‹ erzählen«<sup>45</sup>, meinte Bode. Nun – der Tod ist eine solche »unerhörte Begebenheit«, vielleicht sogar die *unerhörteste* aller, die Narrative benötigen. Die Erzählung, so hat Paul Ricoeur sich ausgedrückt, sei »das Laboratorium des moralischen Urteils«. Das ist zweifelsohne richtig, aber sie ist mehr als das. Sie ist ebenso ein Laboratorium fühlenden Denkens oder denkenden Fühlens, in dem wir Phänomenen und Problemen in einer Art und Weise begegnen, wie wir dies im Diskurs der Wissenschaft selten erleben – hautnah,

---

<sup>45</sup> Bode, 7.

körperlich und in lebensweltlicher Intensität, in nachvollziehbarer Konkretion und Dichte. Auch die imaginären Erfahrungen der Literatur sind Erfahrungen, hat Siri Hustvedt einmal gesagt.

In der Literatur stoßen wir auf Beschreibungen genauesten phänomenologischen Zuschnitts, die aber keineswegs beanspruchen, Philosophie zu sein. Von akademischer Philosophie sind sie in den allermeisten Fällen weit entfernt. Das hängt mit Sicherheit damit zusammen, dass diese sich nicht in die Nähe von Narrationen traut, noch weniger in die Nähe der Dichtung. Meiner Meinung nach ist diese Trennung in hohem Maße künstlich. Sie schadet der Philosophie. Ich will kein Missverständnis schüren. Philosophen müssen *als* Philosophen nicht zu Literaten werden. Schon gar nicht zu Poeten. Das bekäme – abgesehen von bedeutenden Ausnahmen – weder der Philosophie noch der Literatur oder der Dichtung. Jene Ignoranz aber hat zur Folge, dass der Philosophie große Bereiche der menschlichen Lebenswelt entgehen. Diese wandern nicht selten ab in die trivialpsychologische Ratgeberliteratur, wo sie im Vergleich zu der Kunst des Romans und der Poesie ihre ästhetische Qualität verlieren, oder, im Vergleich zur Philosophie, ihren gedanklichen Reichtum, ihre reflexive Tiefe einbüßen.

Philosophie ist eine systematische Reflexion über Lebensfragen. Vorsichtiger formuliert: Ein wichtiger *Teil* der Philosophie war und ist das Nachdenken über Probleme, die uns das Leben bereithält. Es wäre aber ein Missverständnis, wenn man Reflexion mit der *distanzierten* Betrachtung ihres Gegenstandes verwechseln würde. Das ist sie natürlich *auch*. Wir brauchen einen Abstand, um den Gegenstand ins Visier unserer Gedanken nehmen zu können. Wem das zu martialisch klingt: Wir brauchen eine Distanz, um klarer sehen und denken zu können. Diese Vorgehensweise stellt allerdings nur einen ersten Schritt dar, einen methodischen Schritt, der kein Zweck an sich sein kann.

Ein zweiter Schritt muss uns jedoch den Gegenstand wieder nahebringen, ihn *präsentieren*, ihn *uns* präsent machen. Er muss uns immer noch betreffen, sogar mehr noch als vor der anfänglichen Distanzierung. Das kann die Reflexion, die Philosophie im strikten Sinne des Wortes, *alleine* nicht leisten. Sie braucht die Assistenz, das Medium der Narration, damit ihr Thema, in unserem Falle das Thema des Todes, wieder in die Reichweite unserer Subjektivität gelangt, in die Reichweite unserer Erfahrungen, ja in die Reichweite unserer Emotionen. Richard Rorty hat recht, wenn er von der Philosophie verlangt, dass »sie die Situation, aus der sich die verschiedenen Probleme ergeben haben, neu beschreibt«<sup>46</sup> Das kann die Philosophie aber nur, indem sie solche Beschreibungen auch tatsächlich zulässt. Sie kann dazu den Rat sozialwissenschaftlicher und historischer Untersuchungen einholen, aber das wird nicht reichen. Wenn sie wissen will, wie Menschen leben können, wird sie jedenfalls davon ausgehen müssen, dass die Selbstreflexion im

---

<sup>46</sup> Rorty 2008a, 148.